



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Gesellschaftliche Verhältnisse in Deutschland (nach Alwin Schultz)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](#)

wird sie von neuem in dasselbe Netz verstrickt,
weil in der Gegenwart sie neuer Wunsch besiegt.

Eine gewisse Scheu, offen von diesen Dingen zu reden, wird ganz selten empfunden, nämlich Aesch. Agam. 856 und Eur. Orest. 26 (vgl. Agam. 1204 u. Eur. El. 945).

Vergegenwärtigt man sich nun die aristophanischen Schilderungen des Lebens und Liebens, so erhebt sich zunächst der profane Gedanke, dass die Männer deswegen nie geschmachtet haben, weil die übliche Lebensführung es mit sich brachte, dass sie ihren Liebesdurst mit derselben Empfindung natürlicher Berechtigunglöschen konnten, wie ihren gewöhnlichen Durst, dass sie nicht etwas zu entbehren hatten und dieses entehrte Etwas daher auch nicht von ihrer Phantasie mit allerlei erträumten ätherischen Eigenschaften ausgestattet wurde. Dann müsste die spätere (deutsche) Zeit darin anders eingerichtet gewesen sein. Sie war es jedoch anscheinend nicht, sondern wandelte anscheinend in denselben menschlichen Wegen und Abwegen. Daher sieht man sich nach einem geistigen Grunde um. Nun sind vielleicht auch hier die Obertöne (oben p. 175) andere geworden als bei den Griechen? Dies auch. Aber müssten wir blos die edlere Empfindung, die Vertiefung des Gefühls in der Minne-Dichtung staunend anerkennen, so möchte uns grade darum das widerliche vrouwen-Gehabe befremdlich erscheinen. Denn wenn die Weiber nun (damals) so viel höher geschätzt werden, wie erhebt man denn das keineswegs immer entsagende Girren und Gurren zu ihrer idealen Gestalt? Die Vrouwe Venus ist allgewaltig¹⁾, Jedermann ist ihr untertänig, Männer und Frauen. „Wir würden uns jedoch sehr irren, wollten wir annehmen, dass diese von den Dichtern besungenen zärtlichen Neigungen lediglich platonischer Natur gewesen sind.

Eurip. Tro. 665 f. spricht Andromache *καίτοι λέγονσιν ως μὲν ἐνφρονη*
καὶ τὸ δυσμενὲς γυναικῶς εἰς ἀνθρώπος λέχος.

1) Alwin Schultz I. c. I 451.

Wenn je eine Zeit allein den realen Genuss im Auge gehabt hat, so ist es die damalige; mit blossem Anbeten und Schmachten ist weder den Männern noch den Frauen gedient. Die damalige Generation war körperlich gesund und kräftig. Von früher Jugend an hatten die Männer ausschliesslich ihre Körperkräfte ausgebildet, viel im Freien lebend waren sie erstarkt; die fast ausschliesslich aus scharfgewürzten Fleischspeisen bestehende Kost, der Genuss von berauschen Getränken brachte das Blut noch mehr in Wallung, zu viel Wissen beschwerte ihren Kopf nicht und mit Gewissensskrupeln wusste man sich schon abzufinden. Und ebenso vollsaftig und begehrlich sind die Mädchen aufgewachsen: solchen Naturmenschen ist mit platonischer Liebe nicht gedient". So der gelehrte Geschichtschreiber.¹⁾ Dass junge Stiefmütter ihren erwachsenen schmucken Stiefsöhnen entgegenkommen und erst, wenn ihre Pläne gescheitert sind, diese beschuldigen, sie mit Gewalt bedroht zu haben, ist ein oft in den Dichtungen wiederkehrender Zug. Gab es genug Männer, denen die Ehre ihrer Frauen und Töchter feil war (I 461), so kam es doch vor, dass Mädchen ihre Keuschheit für einen berühmten Helden bewahren, was keine Übertreibung der Dichter erscheint. Daneben drohen die Frauen der normannischen Ritter, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England gezogen waren, (*saeva libidinis face urebantur*) sich andere Gatten zu verschaffen. An Voltaire (*Pucelle I*) *princes et rois sont très vite en amour* wird man erinnert durch Parz. 407, 2 er greif ir u. s. w. Herb. Troj. 706. 713, noch andere Beispiele Schultz I 464. Über die moralische Verworfenheit des Ehebruchs sind auch die damaligen Dichter vollständig klar, aber trotzdem war er Mode; wenn sich Helden in den Gedichten unschicklich betragen, übrigens aber für gute Cavaliere angesehen werden, so muss es zum guten Ton gehört haben, d. h. Mode gewesen sein (s. Schultz

1) Über die grosse Zahl der öffentlichen Dirnen ib. I 456 f.

I 478). Ulrich von Lichtenstein gilt unserem ausgezeichneten Kenner (I p. 472) als Don Quixote des dreizehnten Jahrhunderts, als Carricatur alles Ritterwesens und von ihm sei nicht auf andere zu schliessen, d. h. ein so gehäuftes Mass widerlicher Tollheiten haben wir nicht leicht bei seinen Standesgenossen anzunehmen. Aber eine Zeit, welche uns die Stufen solcher Entwicklung zeigt, wie jene den Naturforschern so werte Höhle (oder ist es ein See?) für eine gewisse Schneckenart, muss sich gefallen lassen, dass jener Ulrich von Lichtenstein als eine von ihr gezeitigte Frucht ihr angerechnet wird, dass sie für ihn verantwortlich gemacht wird und mit ihm das Kopfschütteln eines späteren Jahrhunderts erregt. Dazu kommt, dass jener Ritter, den einen Don Quixote nennen verschwendisch loben heisst, nicht etwa als erstaunliche Missgeburt seiner Zeit scheu angesehen, sondern dass er von manchem Weiblein zart hoch geschätzt wurde.

Wenn Wolfram im Gegensatz zu der Abenteuer-Liebe der Dichter die eheliche Liebe preist

swēr phliget oder ie gephlae
daz er bī liebe lac
den merkern unverborgen,
der darf niht durch den morgen
dannen streben,
er mac den tac erbeiten:
man darf in niht úz leiten
úf sīn leben.
ein offen süeze wirtes wip kan sölhe minne geben,

so glaubt Schultz, dass solche Gesinnungen damals als sehr philiströs gegolten haben. Sind die Frauen jener Zeit nun wirklich leichtsinniger gewesen, als zu mancher andern Zeit? Das Leben scheint in der Tat ziemlich locker gewesen zu sein (I 476), wenn auch diejenigen, die sich mit Behagen in diesem lockern Leben tummelten, die Minderzahl waren: aber man hörte gern von diesen pikanten Dingen erzählen, sodass Dich-

tung und Leben sich verständnisvoll die Hand reichen konnten (vgl. ib. II 425, 426). Gervinus (Gesch. der poet. Nat.-Lit. der Deutschen bis Hans Sachs, Abschn. V.) sagt: „Das ewig wiederkehrende Thema des Minnegesanges in Deutschland ist der Gesang von Freud und Leid. Damals war der grosse Unterschied zwischen den deutschen Sängern und den romanischen, dass die ersteren nicht jene stolze, selbstzufriedene Ruhe hatten, wie jene, dass ihnen mehr das Demütig-Christliche, das Düstre zusagte, während jene dem Heitern zugewandt waren. Die Romanen haben eine heitere, antike, selbstvertrauende Weltansicht, eine mehr menschliche, die Germanen eine mehr göttliche. Die deutsche Liebe sei mehr innerlich, in sich zurückgezogen; sie lebe in dieser ganzen Epoche ihrer Minne, während die Troubadours sich in alle Verhältnisse der Gesellschaft einmischten und da mit redeten, handelten, liebten und hassten.“ Um dieses Urteil zu prüfen, müsste man eben die Dichtungen der Troubadours und die ganze deutsche d. h. mhd. Poesie durchgelesen haben. Wer nicht in der glücklichen Lage ist, über diese Errungenschaft zu verfügen, wird sich naturgemäß an Einzelheiten halten und sogar einem Gervinus gegenüber etwas zu zweifeln wagen.

Es mag sein, dass sich unter den mhd. Dichtern auch ein sinnlich-unsinnlicher Freier befindet; den Romanen wird er kaum fehlen. Dass wir unter den mhd. Dichtern auch Freier von nicht anzuzweifelnder Sinnlichkeit haben, werden wir ruhig zugestehen, auf die Gefahr hin, damit einen Vorzug gegen die Romanen einzubüßen. Ja, wir werden dem geistvollen Gervinus wol folgen, wenn er, in geschichtlichen Vergleichungen oft ebenso überraschend wie schlagend, unsern an Wolfram so gern haftenden Blick auf die Orestie des Äschylus und auf den Faust hinlenkt. Aber das starke Körnchen Sinnlichkeit lassen wir nicht sich verflüchtigen zu sentimental-überirdischem Dunst, sondern glauben vielmehr, dass der deutsche Sänger jener Zeit nicht viel anders empfunden hat als der Troubadour